

Hannah  
Green  
*Olympia  
Blues*

*Diogenes*





江苏工业学院图书馆  
藏书章



Hannah Green

*Olympia Blues*

*und andere Erzählungen*

*Aus dem Amerikanischen von*

*Annette Keinhorst*

Diogenes

Titel der 1991 bei Arcade Publishing, New York,  
erschienenen Originalausgabe:  
›With The Snow Queen‹  
Copyright © 1991 by Joanne Greenberg  
Umschlagillustration: Charles Greener,  
›Honkers at Sunrise‹, 1910 (Ausschnitt)

*Für Pamela Thayer Greenberg*

*Dankbar verweise ich auf  
die Unterstützung  
durch Steve Nicodemus  
und John G. Martin*

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 1993  
Diogenes Verlag AG Zürich  
150/93/24/1  
ISBN 3 257 01953 X

## *Inhalt*

|                                    |     |
|------------------------------------|-----|
| Bei der Schneekönigin              | 7   |
| Das Opfer                          | 101 |
| Das Miststück                      | 131 |
| Die Flucht nach Ägypten            | 151 |
| Bleibende Erinnerung               | 169 |
| Stammbaum                          | 197 |
| Muttersprache                      | 215 |
| Dem Wind einen Namen geben         | 233 |
| Elizabeth Baird                    | 253 |
| Die Epidemie                       | 279 |
| ›Einführung in die Seismologie‹    | 301 |
| Mitternachtsveilchen               | 327 |
| Hölle muß ein Ort wie Sevilla sein | 351 |
| Olympia Blues                      | 371 |



## *Bei der Schneekönigin*

### I

Diese Epidemie ist anscheinend schlimmer, als irgend jemand vermuten konnte«, sagte Berton. Er las immer noch die Zeitung, die er jetzt zusammenfaltete, um bequemer lesen zu können. Die Seuche war der Aufreißer. Sie hatte an einem Ort namens Vézelay begonnen, in Frankreich, und niemand wußte, wie. Sema legte noch eine Scheibe Gerstenbrot in den Toaster. Sie erwiderte nichts, denn im gleichen Moment durchfuhr sie ein heißer Blitz von Scham: es war ihr vollkommen gleichgültig. Immer das altbekannte Szenario: Erschrecken, Anfragen an die Regierung, Schuldzuweisungen, Kriseneinsätze. Als die Nachricht zuerst gemeldet wurde, hatte sie gedacht: »Was, schon wieder so was?« Dann hatte sie die Kühle der Isolation gespürt, die Selbstsüchtige und Gleichgültige angesichts großer Ereignisse umfängt. »Kommst du heute abend früh nach Hause?« fragte sie.

»Das habe ich vor. Luci wird die ganze Woche über weg sein. Ich dachte, wir könnten mit ihr essen gehen – zum Abschied.«

»Ich glaube, es ist ihr egal, ob wir sie verabschieden oder nicht. Das ist ihre fünfte Reise in diesem Jahr.«

»Kann sein, daß es ihr egal ist, mir ist es das jedenfalls nicht«, sagte Berton. »Sie wird schnell groß, und bald ist



sie weg. Ich denke oft . . .« Er zuckte mit den Schultern und blickte hinüber zu Sema. Er lächelte. »Manche Leute sollten keine Kinder haben.«

Sema wußte, daß die ›Ein-Kind-Verordnung‹ für Berton hart war. Sie fühlte mit ihm, hatte aber nie das gleiche Verlustempfinden gehabt. Die Regelung galt aus gutem Grund; die Gründe waren immer wieder erklärt worden. Erziehung nannten sie es. Sie hatte die Erklärungen mit so wenig Gefühl wie möglich angenommen. Ihr Leben war vernünftig gewesen. Nie hatte es ein starkes Bedürfnis, eine Dringlichkeit, heftige Willensäußerungen, Tragisches oder Ruhmreiches gegeben. Einmal, vor Jahren, als sie über das Ausbleiben dieser Dinge sprach, gratulierten die Leute ihr. Was für ein Glück, welch gesundes Leben, welche Weisheit, solchen Unannehmlichkeiten zu entkommen. Sie war umsorgt und behütet groß geworden, liebevoll begleitet von ihren Eltern, hatte geheiratet, die nötigen drei Qualifizierungsmonate pro Jahr gearbeitet, die richtigen Papiere angegeben, hatte pflichtbewußt und verständig getan, was erwartet wurde, ihren Eltern, Berton und ihren Freunden zur Freude. Diesen Idealen, so hatten sie alle gelernt, sollten sie nacheifern. Sie und Berton erhielten großes Lob, und ihre Eltern starben stolzerfüllt. Als Luci klein war, hatte Semas Selbstunterdrückung wie disziplinierte Nützlichkeit gewirkt. Da war die ehrenamtliche Arbeit in der Schule, die auf ihre begrenzte Art Luci und ihren Freunden zugute gekommen war. Inzwischen waren die Unterstützungsgruppen langweilig geworden, und ihr ehrenamtlicher Einsatz interessierte sie nicht mehr. Sie saß am Tisch, nachdem Berton gegangen

war, und wunderte sich über den Verlust ihres Selbstgefühls. Sie war eine Frau, die von einer Seuche gehört hatte und ohne einen Seufzer ein weiteres Toastbrot dünn bestrich.

Um elf zog sie sich an und ging zur Studiengruppe ›kindliche Entwicklung, SSG16.7«. Die Gruppe .7 bestand, seit die Frauen ihre Schwangerschaftserlaubnis bekommen hatten, vor fünfzehn bis achtzehn Jahren. Sie hatten die Laserbehandlung überstanden und eine nach der anderen Schwangerschaft, Geburt, frühe Mutterschaft und alles übrige hinter sich gebracht. Ihre Kinder waren jetzt zwischen vierzehn und siebzehn Jahre alt, und die Probleme, die sie besprachen, schienen Sema nicht etwa durch Vertrautheit vertieft, sondern unendlich langweilig, sich endlos wiederholend. Die meisten der Frauen verband außer der gemeinsamen Örtlichkeit wenig: Sechzehntes Vorstadt-Versorgungs-Quadrat. Obwohl solche Unterstützungsgruppen eine demokratische Entwicklung fördern sollten, hatten sie sich nicht freiwillig zusammengefunden. Die Leute trafen sich, um ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Sema hatte sich nur mit zwei der Frauen näher angefreundet, Luanna und Pat. Heute fand sie das Treffen bedrückend. Sie hatte das Kapitel im Lehrbuch nicht gelesen: ›Sichere Freizeitdrogen«. Sie sah Pat an, die sich durch diese Treffen durchstrickte. Was hätte sie schaffen können, wenn sie auch mit Stricken angefangen hätte – eine Toasterhaube von den Ausmaßen des *Death Valley*...

Pat hob die Hand. »Ich bin nächste Woche nicht da. Ich habe einen Paß der Zeitreise-Abteilung«, und damit zog

sie eine blaue Computerkarte aus ihrer Hüfttasche. Sema hatte noch nie einen gesehen. Sie dachte, Zeitreisen wäre nur aus regierungsamtlichen und sonstigen offiziellen Gründen erlaubt. Hester, die Moderatorin, war zu schwerfällig, um vorgetäuschte Antworten auf Routinefragen zu geben, so daß sie über Pats Trip reden konnten. Anschließend gingen Sema und Luanna mit zu ihr. Enge Freundschaften zwischen Gruppenmitgliedern wurden nicht gern gesehen, deshalb trennten sie sich erst und trafen sich später wieder.

»Es wird immer noch stark kontrolliert«, sagte Pat. Sie nahm die blaue Karte noch einmal heraus. »Dies ist die medizinische Kategorie, zweite Priorität. Ihr wißt ja, daß ich Erbträgerin von Chorea Huntington bin... war und daß ich mit wiederzusammengesetzter DNA behandelt wurde. Das hat nicht nur das besagte Gen verändert, sondern noch ein paar andere. Ohne einen Abdruck kann Alicia ihre Sterilisation nicht rückgängig machen, wenn sie soweit ist. Damals wurden die Unterlagen nicht aufgehoben, so wie heute.«

Luanna wollte technische Einzelheiten der Reise erfahren, und Pat berichtete ihnen, was ihnen mitgeteilt worden war bezüglich der Zeitfahrzeuge und der damit zusammenhängenden Gesetzmäßigkeiten. Sema versuchte, ihre Fragen zu formulieren. Sie spürte eine Dringlichkeit, etwas zu erfahren, herauszuhören, was Pat ihnen nicht erzählte. Das Gefühl von begieriger Ungeduld war ihr neu und ein bißchen unheimlich.

»Wir hatten drei Orientierungssitzungen, aber dabei ging es um Gesetze, die erlassen wurden, um uns und

unsere Interaktionspartner in der Vergangenheit zu schützen. Beispielsweise dürfen wir ihnen nicht sagen, daß wir aus der Zukunft kommen. Wir dürfen keine Pferdewetten abschließen und solche Sachen. Ich bleibe nur lange genug, um meine Unterlagen zu erhalten – ein, zwei Tag vielleicht, und es ist alles genau vorgeschrieben.«

»Könntest du zum Beispiel deine Mutter treffen?« Luanna war schon immer vom Bizarren fasziniert. Die Gruppe hatte sie oft deswegen kritisiert. Sema mochte sie dafür.

»Nein, ich nicht. Aber manche Leute tun es anscheinend. Ich glaube nicht, daß man sich selbst begegnen kann, obwohl man vermutlich in dem Körper steckt, den man damals hatte. Es gibt Historiker, die zurückgehen in eine Zeit vor ihrer eigenen, die müssen sich dann auf ganz andere physikalische Gesetzmäßigkeiten einstellen. Sie werden sehr sorgfältig kontrolliert.«

»Warum?« fragte Sema.

Pat sah verwirrt aus. »Der Beamte hat diese Frage, als jemand sie stellte, nicht beantwortet.«

Sema fuhr ein Bild durch den Kopf: vielleicht würde ein solcher Exodus entstehen, daß niemand mehr hier zurückbliebe – aber sie sagte nichts. Vielleicht war sie die einzige, die solche Gedanken hatte.

Pat war drei Wochen lang weg. Als sie zurückkam, gingen sie wieder mit ihr aus, begierig, von ihr zu erfahren, was sie gesehen hatte. Wieder sah Sema sich erfüllt von Ungeduld angesichts der Details, in denen Pat sich erging: die Kleider, die Sprachstile, die Nachrichtenlage. Irgend etwas an

der Erfahrung selbst faszinierte Sema auf eine Weise, die sie noch nie erlebt hatte. »War jemand dabei, der wegen mehr als einer bestimmten Aufgabe zurückging?«

»Na ja, die Kriminellen natürlich – die mit der roten Karte, aber niemand so wie wir.«

An jenem Abend erzählte Sema Berton von Pats Trip. »Komisch, daß du gerade davon sprichst. Du kennst doch Bob Dutcher – ich habe dir von seinem Sohn erzählt –«

»Der Junge, der den Unfall hatte?«

»Ja. Während der Mittagspause kam jemand von *Kanal Fünfzig*, um Bob zu interviewen. Bob hatte gehört, daß sie Zeitreisen aus medizinischen Gründen erlauben wollen. Er bewarb sich darum, sobald sein Sohn nicht mehr in Lebensgefahr schwebte. Vor zwei Tagen brachten sie den Jungen ohne sein Rückenkorsett und die Beinschienen in die Zeitphase vor seinem Unfall. Er erlebte die Zeit noch einmal – sein jetziges Selbst in seinem damaligen Körper; dadurch konnte er das Geschehen rückgängig machen. Diesmal fuhr er an den Straßenrand, schlief seinen Rausch aus, verlor sechs Monate in der neuerlebten Zeit, ist jetzt aber wieder da. Er ist nicht mehr gelähmt. Morgen bringen sie die Geschichte im *Holovision* [Fernsehen der Zukunft, das mittels Laser dreidimensionale Bilder überträgt. Anmerkung der Übersetzerin].«

»Wenn ich nacherleben könnte...«, sagte Sema.

»Aber du bist nicht gelähmt...«

»Natürlich nicht«, sagte sie, aber sie dachte: »Doch, das bin ich.«

Am folgenden Tag zeigten sie im abendlichen *Holovision* den blauen medizinischen Paß, den Dutcher-Jungen vorher und nachher, und seine Eltern, die erleichtert und glücklich aussahen und ihn mit Tränen empfingen. Die Zeit dazwischen wird so gewonnen wie der Raum zwischen Zeitzonen, erklärte der Sprecher; der Junge kam um sechs Monate gealtert zurück, jene Zeit, die er für die Rückkehr brauchte. Sinnvoll verlorene Zeit, meinten seine Eltern.

Luci saß dabei und verfolgte die Sendung in der ihr eigenen desinteressierten Art. Ihre Aufmerksamkeit verteilte sich zwischen ihrem Essen, einem gleichzeitigen Gespräch am *Holophon* [dreidimensionales Telefon der Zukunft, vermutlich mit Sichtscheibe. Anmerkung der Übersetzerin] und dem Versuch, die angemessene Sitzposition zu finden. Berton und Sema bekamen selten etwas von ihr mit, und Berton war so froh, sie überhaupt zu sehen, daß er sich abfand mit dem, was Sema ihre überwältigende Unhöflichkeit und Egozentrik nannte. Jetzt seufzte das Mädchen angesichts des Wunders, und Berton sah sie überrascht an. »Findest du nicht, daß das ganz wunderbar ist?« sagte er.

»Nehme ich an.« Ihr Ausdruck und ihre Stimme gaben nichts preis.

»Der Junge wäre gelähmt geblieben«, meinte Berton.

»Die Regierung erreicht immer, was sie will«, und Luci seufzte. »Keine medizinischen Ausgaben, der Junge bekommt, was er will, und seine Familie bekommt das ihre. Alle sind glücklich und zufrieden. Ende.«

»Fändest du es besser, wenn der Junge gelähmt bliebe?«

»Nein, und als der hämophile Prinz von Spanien klein war, polsterten sie ihn aus und polsterten alle Bäume im königlichen Park und wattierten alle Gebäude und Palastwände und alle Steine, so daß er sich nicht verletzen konnte, sogar wenn er kopfüber in ein Hindernis rannte. Im medizinischen Seminar haben sie uns letzte Woche davon erzählt, und niemand außer mir lachte.«

»Du hast gelacht?«

»Ich habe gelacht. Ihr bekommt wahrscheinlich eine 16.4.M.-Meldung deswegen und ein Treffen mit meiner Sozialarbeiterin.«

»Warum hast du gelacht?«

Luci zuckte ausdrucksvoll mit den Schultern. »Er lebte mit der Bluterkrankheit und starb an Langeweile«, sagte sie, »Lange-Weile.«

Sema spürte eine heraufziehende Wut, die plötzlich rot und dann weiß aufzuckte, alles in einer Sekunde. Der Zorn blendete sie und dämpfte ihr Hörvermögen, so daß die Stimmen von Berton und Luci zu Gemurmeln wurden, Bertons Stimme sanft tadelnd, Lucis verdrießlich. Das grobe, gefühllose kleine Biest! Welches Recht hatte sie, so leichtfertig über schützende Wattierung, Langeweile, Verlust zu sprechen? Die Worte in Semas Kopf waren wie eine Schwelle, über die sie plötzlich stolperte und fiel. Luci war verwöhnt und wütend, aber ihre Wut hatte den gleichen Ursprung wie Semas Unglücklichsein. Sema erinnerte sich an ihre eigene Gleichgültigkeit gegenüber der Seuche, die jetzt gerade durch Frankreich tobte und keinerlei Grenzen kannte. Was Luci schmollend und laut aussprach, begrub Sema unter ihren Schuldgefühlen. Sie hörte, wie Berton,

wie immer vernünftig, auf Luci einredete, Erklärungen zu den vernünftigen Plänen vernünftiger Leute. Luci akzeptierte die Erklärungen nicht, und als Sema ihrem nackten und ironischen Widerspruch zuhörte, verstand sie, daß nur ein Teil ihres Gefühls Wut war. Der andere Teil war Neid.

Sie wußte, daß sie eigentlich die Psychotherapie-Behörde anrufen sollte. Sie würden eine Familiensozialarbeiterin schicken, die aus der Unterstützungsgruppe eine Zweierberatung machen würde, und die Familienarbeiterin und die Gruppe würden Bertons Vernünftigkeit bis in unendliche Reflektionsprismen spiegeln. Dies würde ihnen behördlicherseits Aufmerksamkeit sichern, zur Registrierung führen, und am Ende wären Sema und Luci offiziell als »gestört« und als potentielle Unruheelemente aktenkundig. Diesen Fehler würde sie nicht machen. Statt dessen würde sie weiterhin über die Fluchtmöglichkeiten durch eine Reise wie Pats nachdenken. Wie lange müßte der Aufenthalt wohl sein? Ein Jahr? Zwei?

»Wenn ich zurückginge«, sagte Sema zum Spiegel, »ginge es nicht darum, zu entkommen, sondern neu zu erleben«, und dann wurde ihr klar, daß ein Neuerleben von ein oder zwei Jahren nicht ausreichen würde, um eine einzige falsch getroffene Entscheidung zu revidieren. Sie würde die Zeit nacherleben müssen, als alle Entscheidungen getroffen worden waren, und dann müßte sie Tag für Tag neu leben von jenem Zeitpunkt an, als eine viel zu gehorsame und passive Tochter ihr Geburtsrecht für die oberflächliche Anerkennung durch Freunde und Freun-



dinnen und die Sicherheitsträume von Eltern und Familie verwickte. »Wenn ich zurückginge...«

Sie sagte es Tag für Tag zu ihrem Spiegel, ein Jahr lang, und sie sagte es zum Staubsauger und zum *Holovision*, wenn sie in den Kasten schaute, und zu den Wänden, ohne sie zu sehen. »Wenn ich zurückginge...« Sie sagte es im Außenfahrzeug und in der Bahn. »Wenn ich zurückginge –«. Sie sagte es dem Paßbeamten.

2

»Sie bewerben sich nur«, sagte er und stempelte GRÜN 25 auf das Formular, das sie gerade ausgefüllt hatte. »Sie wissen ja, daß Sie zuerst noch mit einer Therapeutin sprechen sollten...«

Sema sagte: »Ja, ich weiß.«

»Soll dieser Paß von der Erziehungsbehörde kommen?«

»Nein.«

»Dann von der Psychiatrie oder von der Medizin?«

»Nein.«

»Sie sind keine Touristin – seit dieser HV-Show damals –«

»Nein.«

»Welche Abteilung verlangt dann die Reise?«

»Keine. Ich möchte einen Teil meiner Vergangenheit wiedererleben.«

»Sie sind tatsächlich eine GRÜNE; ich hatte noch nie einen GRÜNEN zu bearbeiten.«

»Sie meinen, niemand ist bisher...«